

Gemeinden beginnen den Aufbruch, indem sie mit dem Geist Gottes rechnen

Vortrag beim „Netzwerk bekennender Christen – Pfalz“ in Speyer am 17.11.2012

Haben Sie Dank für die Einladung in Ihren Kreis, der mir bisher noch nicht bekannt war. Dank auch dafür, dass Sie mich mit Papieren der jüngsten Pfälzer Kirchenentwicklung so reichlich ausgerüstet haben:

1. Mit dem Bericht des Kirchenpräsidenten vor der Pfälzer Landessynode am 28. Mai 2010
2. Mit dem Strategiepapier der Pfälzer Synode vom Mai 2011
3. Mit der Handreichung des Oberkirchenrates „Zusammenarbeit in der Region“
4. Mit der Kritik an der dieser Handreichung zugrunde liegenden „Regionalisierungsidee des Strategiepapiers“ durch Gerald Kretzschmar
5. Mit den Texten vom Zukunftskongress 2011 in Kaiserslautern
6. Mit der Portfolioanalyse von 57 Handlungsfeldern der Pfälzischen Landeskirche durch die Landessynode.
7. Schließlich bin ich ein aufmerksamer Leser des Pfälzer Pfarrerblattes und verfolge hier die lebendige theologische Diskussion unter den Pfarrern und Pfarrerinnen der Pfalz.

„Die Kirche lebt aus dem Geist Gottes“

Um es gleich vorweg zu sagen: Am meisten von allen Papieren hat mich der erste Satz des Strategiepapiers beeindruckt: **„Die Kirche lebt aus dem Geist Gottes“**. Das ist eine programmatische Ansage von hohem Gewicht, und sie wird dadurch noch gewichtiger, dass gleich im zweiten Satz das Vertrauen der Kirche zum Ausdruck gebracht wird, mit Pfingsten sei die Verheißung des Joelbuches in Erfüllung gegangen, dass Gott seinen Geist über alle ausschütten wird, die ihm dienen. Damit sei, so heißt es weiter, die Kirche in die Geschichte Gottes mit den Menschen hinein genommen worden. „In Zuspruch und Anspruch dieser Verheißung gründe die Evangelische Kirche der Pfalz (Protestantische Landeskirche). Nur wenn sie ihren Ursprung in dieser Verheißung und den daraus hervorgehenden Auftrag ernst nehme, könne sie auch ihren Ort in der Gesellschaft überzeugend wahrnehmen.“

Im Licht dieser programmatischen Ansage erschienen mir nun auch die drei thematischen Schritte des Strategiepapiers verheißungsvoll: In der Kraft des Geistes „mutig voranschreiten“, geleitet vom Geist „den Wandel gestalten“, erfüllt vom Heiligen Geist „Gott vertrauen“. So stelle ich mir eine Kirche vor, die aus dem Geist Gottes lebt, sei es in der Pfalz oder anderswo.

Ich begann jedoch zu stutzen, als ich das Strategiepapier mit der Frage durchging, wie sich die Kirche dem Wirken des Geistes nun im Detail zur Verfügung stellt. Von den Verheißungen des Geistes oder von der Unterscheidung der Geister ist aber in den drei Hauptteilen des Papiers keine Rede mehr. Stattdessen heißt es immer wieder: „Wir wollen ...“: „Wir wollen Kirche für andere und für alle sein und bleiben“. Und weiter: „Wir wollen in diesem Sinne Volkskirche bleiben“. Und weiter: „Als Volkskirche im Wandel wollen wir öffentliche, erkennbare, offene, Kirche für Andere und missionarische Kirche sein und bleiben“. Die Gegenfrage muss natürlich im Sinn des Leitsatzes lauten, dass die Kirche aus dem Geist Gottes lebt: Will das denn auch der Heilige Geist, oder sind das nur gut gemeinte Vorsätze von Menschen?

Ich will dieser Frage an der aus dem II. Teil des Strategiepapiers hervorgegangenen Handreichung „Zusammenarbeit in der Region“ in meinem Referat nachgehen. Zum anderen will ich

den Umgang mit Zukunft ansprechen, wie er in Teil III des Strategiepapiers zur Sprache kommt: „Ausrichtung der Handlungsfelder der Landeskirche auf eine finanzierbare Zukunft“. Zum Schluss will ich fragen, wie das Handeln einer missionarischen Kirche im Einzelnen aussehen könnte, das in Teil I des Strategiepapiers gefordert wird.

„Wo der Geist des Herrn ist, da ist Freiheit“ (2.Kor.3)

Auch wenn die sog. „Portfolioanalyse“ der Landsynode ergeben hat, dass die Arbeitsfelder des Gemeindepfarramts mit Abstand am höchsten eingestuft werden, weil die Ortsgemeinde die „Kirche der kurzen Wege“ und eine menschnahe Kirche ist, muss doch zugleich davor gewarnt werden, nunmehr in eine „Parochitis“ zu verfallen. Eine von der Parochitis befallene Parochie sieht nur noch ihren eigenen Kirchturm, kreist förmlich um diesen Kirchturm und wird blind für das, was in der Nachbargemeinde passiert. Dabei könnten doch so viele Impulse von der einen zur anderen Gemeinde kommen. Es könnte doch gegenseitige Entlastung und gegenseitige Bereicherung zwischen Gemeinden und ihren Pfarrämtern geben. Dieser Erwartung, die sich aus mancher guten Erfahrung speist, trägt das Strategiepapier mit seinen Vorschlägen für die Entwicklung der Organisationsstrukturen der Landeskirche Rechnung. Die Handreichung „Zusammenarbeit in der Region“ bringt die Vorschläge in eine Schrittfolge und kommt zu sog. „Kooperationszonen“, die in einer Kooperationsvereinbarung festgeschrieben werden soll. Welche Chancen in einer regionalen Kooperation stecken, wird an dem Beispiel der Verbandspfarrrei Obermoschel durch Dekan Stefan Dominke und am Beispiel der Verbandspfarrrei Schifferstadt durch Pfarrer Dr. Wolfram Kerner auf eine sehr sympathische und verlockende Weise beschrieben.

Was jedoch bei den einen in langer Zeit gewachsen ist, soll nun bei den anderen zum Gesetz in Gestalt von verpflichtenden Kooperationsvereinbarungen werden. Hier scheinen mir die „Schritte auf dem Weg“, die in der Handreichung S. 7-10 vorgeschlagen werden, problematisch zu werden. Wohl gemerkt, ich meine nicht Verbandspfarrreien wie in Bliesgau, Obermoschel, Schifferstadt und anderswo, obwohl ich mir vorstellen kann, dass auch dort das locker und kollegial Gewachsene allmählich zu Kampf und Krampf werden kann, wenn es in Kooperationsvereinbarungen festgeschrieben werden muss. Das Gesetz hat es eben an sich, dass es die Menschen in Korsetts presst und störrisch macht. Das gilt umso mehr für sog. Kooperationszonen, die auf Gedeih und Verderb gebildet werden müssen, ohne dass schon Nähe und gute Erfahrung gewachsen sind. Kurz, die gesetzliche Ausrichtung, die die gut gemeinte Regionalisierungsidee in der Handreichung bekommen hat, scheint mir alles zunichte zu machen. Ist sie nicht dazu angetan, aus Kooperationszonen unter der Hand Zwangszonen zu machen?

Ich kann mir nicht vorstellen, dass so etwas in der als liberal bekannten Pfälzischen Landeskirche möglich werden soll. Noch weniger verträgt es sich mit einem Logo, den die EKD seit 6 Jahren bekommen hat: „Kirche der Freiheit“. Und wenn ich gar an den programmatischen Satz des Strategiepapiers denke: „Die Kirche lebt aus dem Geist Gottes“, dann wird die Handreichung „Zusammenarbeit in der Region“ in ihrer gesetzlichen Ausrichtung tatsächlich sehr problematisch. Wo der Geist des Herrn ist, da ist Freiheit (2.Kor.3,17). Aus dieser Freiheit lebt eine vom Geist Gottes bewegte Kirche. Da mag es zu einer Erweckung in der Kraft des Geistes kommen, die eine Ortsgemeinde weit überschreitet und eine ganze Region erfasst. Dann wird es spielend leicht mit einer Kooperation in gemeinsamen Evangelisationen und mit „fresh expressions of church“, wie das in England heißt. Doch selbst hier würde ich vor Kooperationsvereinbarungen warnen, weil sich der Geist auf diese Weise nicht festschreiben lässt. Gibt es gar in einer Nachbarschaft Pfarrer und Kirchenvorstände, die aus Gewissensgründen die Einstellung des anderen z.B. zur Homosexualität nicht mittragen können, so kann es in einer Landeskirche schwierig werden, wenn sie über die Gewissensbindung ihrer Pfarrer oder

ihrer Kirchenvorstände hinweggeht und verschieden orientierte Menschen mit Hilfe von Kooperationsvereinbarungen in einer Kooperationszone zusammensperrt.

Ich habe mich gefragt, wie es zu derart gesetzlichen Tendenzen in einer liberalen Landeskirche kommen kann. Ist es nicht eine Organisationswut, die als Ersatz für das Vertrauen auf die Führung durch den Geist um sich greift? Umso dankbarer bin ich, dass ich in dem Bericht des Kirchenpräsidenten vor der Landessynode 2010 die Sätze fand: „Dem Landeskirchenrat – auch mir persönlich ist daran gelegen, die Planungen und anstehenden Entscheidungen sorgsam und transparent zu vermitteln. Und doch geraten wir manchmal selber unter Druck und sind zu kurzfristigen Reaktionen gezwungen. Deshalb gestehe ich freimütig ein: Auch der Landeskirchenrat hat – im Blick auf die Vermittlung von Veränderungsprozessen - Verbesserungsbedarf! Aber ich bin zugleich guten Mutes, dass wir auch verbesserungsfähig sind!“ (S.14) Diese selbstkritischen Sätze sprechen m.E. für eine Offenheit gegenüber der Kritik des Geistes und der Kraft, die von Gott kommen.

„Sorget nicht für den morgigen Tag!“

„Die evangelische Kirche wird im Jahr 2030 ein Drittel weniger Mitglieder haben und nur noch über die Hälfte ihrer Finanzkraft verfügen“. So steht es nicht wörtlich im Strategiepapier der pfälzischen Kirche, sondern in einem rheinischen Strategiepapier. Faktisch ist aber auch das pfälzische Strategiepapier in seinem III. Teil von dieser düsteren Prognose bestimmt. Ich will nun diese Prognose nicht durch eine etwas freundlichere Prognose ersetzen. Vielleicht kommt ja auch alles noch viel schlimmer, als es das „Dogma 2030“ behauptet. Stattdessen will ich diesen Umgang mit Zukunft problematisieren, als stünde uns die Zukunft zur Verfügung und sei nicht Sache des Geistes, der uns in alle Wahrheit und so auch in die Zukunft führen wird. Ich will aber auch eine Logik attackieren, das ominöse Jahr 2030 als Drohpotential zu benutzen, um alle, die anders mit Pfarrstellenberechnung und Finanzplanung umgehen, mundtot zu machen. Ich will schließlich die Psychologie in Frage stellen, ein unbewiesenes Datum der Hochrechnung jetzt wie eine drohende Peitsche zu schwingen und mit der notwendig dadurch ausgelösten Resignation bei Pfarrern und Gemeinden eine selffulfilling prophecy in vorseilendem Gehorsam auszulösen.

Ich weiß noch gut, wie schon im Jahr 1986 diese Hochrechnungsstrategie der EKD veröffentlicht wurde, im Jahr 2030 gebe es ein Drittel weniger evangelische Kirchenmitglieder. Mein Kollege Michael Welker¹ rechnete nach derselben Logik weiter und fand heraus, das dann in 100 Jahren alle evangelischen Christen verschwunden sind und in 150 Jahren alle Deutschen. „Würde man den Zeitraum (sc. der Hochrechnung) deutlich verkürzen, unterbliebe die Sensation der Hochrechnung. Würde man den Berechnungszeitraum aber verlängern, so verlöre sich die Plausibilität, und die Hochrechnung der EKD würde als reine Spekulation offensichtlich“. Stattdessen schlug Welker vor, die Kirche solle sich doch lieber auf die Fragen und Enttäuschungen der Menschen heute konzentrieren und die Menschen aufsuchen, die heute die Kirche verlassen, um mit ihnen ins Gespräch zu kommen. Viele von ihnen sind ja ausgetreten, weil niemand sie jemals aufgesucht hat.

Im Grunde gab Welker nur zu bedenken, was der barocke Dichter Andreas Gryphius (1616-1664) in dem Vierzeiler reimte:

„Mein sind die Jahre nicht, die mir die Zeit genommen.
Mein sind die Jahre nicht, die etwa möchten kommen.
Der Augenblick ist mein und nehm ich den in Acht,
so ist der mein, der Zeit und Ewigkeit gemacht.“

Das klingt so einfach und wird sogar noch einfacher, wenn es in der Bergpredigt heißt: „Es ist genug, dass jeder Tag seine eigene Plage hat. Darum sorgt nicht für morgen“ (Mt 6,35). Mit

dem Tag, der seine eigene Plage hat, ist der Augenblick gemeint, den ich in Acht zu nehmen habe. Ich hätte genug damit zu tun und würde tatsächlich heute leben, um geistesgegenwärtig das zu tun, was mir in die Hand oder vor die Haustür gelegt wird. Ich würde die Lilien auf dem Feld sehen, die heute blühen, und ich würde die Vögel unter dem Himmel in ihrer Leichtigkeit heute wahrnehmen.

In diesen Überlegungen blitzt ein anderer Umgang mit Zukunft auf, den ich den adventlichen Umgang nenne. Zukunft wird hier das, was sie schon rein sprachlich ist: das, was uns zukommt. „Trachtet zuerst nach dem, was euch als Reich Gottes zukommt, so wird euch das andere alles zufallen“ (Mt 6,34). Wie sieht ein Mensch aus, der diesen Umgang mit Zukunft als dem uns Zukommenden praktiziert? Der dänische Denker Sören Kierkegaard², der sich diesem Kapitel der Bergpredigt in seinen Religiösen Reden wieder und wieder zugewandt hat, umreißt das Bild eines Ruderer, der sich dem Ziel entgegenarbeitet, indem er ihm den Rücken umgekehrt hat. Dagegen könne es einen Menschen nur zerstreuen, wenn er jeden Augenblick ungeduldig nach dem Ziel sehe. „Nein, sei für ewig und im Ernst entschlossen, so wendet du dich ganz deiner Arbeit zu und dem Ziel den Rücken. So ist man gestellt, wenn man ein Boot rudert, und so ist man gestellt, wenn man glaubt. Der Glaube wendet dem Ewigen den Rücken zu, um es gerade an dem heurigen Tag bei sich zu haben.“ Kierkegaard gibt freilich weiter zu bedenken: „Wie selten ist doch ein Mensch, der wirklich gleichzeitig ist mit sich selbst; die meisten sind in Gefühl, in Einbildung, in Vorsatz, in Entschluss, in Wunsch, in Sehnsucht ... hunderttausend Meilen sich selbst voraus“. Der Gläubige (ich könnte auch sagen: der Spirituelle) sei jedoch der Gegenwärtige. Er sei, wie Kierkegaard fortfährt, „im höchsten Sinn des Wortes gleichzeitig mit sich selbst. Und das sei auch das am meisten Bildende und Entwickelnde. Es ist, so füge ich hinzu, auch das wahrhaft Zukunftsfähige, denn nur der ist wirklich der Zukunft fähig, wer den Augenblick in Acht nimmt und ihn geistesgegenwärtig gestaltet, weil er die Zukunft als Gottes Zeit kommen lässt, die dem Menschen und seinen Zukunftsplänen nicht verfügbar ist.

Zu dieser Art von „Zukunftsfähigkeit“ gehört auch ein Planen, Gestalten und Rechnen mit der Zukunft, das nicht im Zeichen der Sorge um die Zukunft steht, sondern den Charakter von täglicher, alltäglicher Besorgung hat. Paulinisch gesprochen kommt nun vor das Planen, Machen und Gestalten ein neues Vorzeichen: „als ob nicht“ (1.Kor 7,29ff.). Ich höre dieses Vorzeichen, wenn es in Bert Brechts Dreigroschenoper heißt:

„Ja, mach nur einen Plan
sei nur ein großes Licht
und mach dann noch 'nen zweiten Plan,
gehen tun sie beide nicht.“

Diese Ironie macht das Planen nicht überflüssig, sondern nur viel leichter, spielerischer und viel weniger verbissen³. Im Wahrnehmen des Augenblicks schaue ich danach, welche Möglichkeiten mir jetzt gegeben sind, um z.B. einen Haushaltsplan aufzustellen. „Ja, mach nur einen Plan“, aber sei dir bei deinem Plan selbstkritisch klar, wie wenig du die Zukunft in der Hand hast, und wie sehr die Zukunft Gottes Zeit ist. Das aber, was dir jetzt in die Hände gelegt ist, sollst du planen und gestalten, und zwar mit der realistischen Einstellung, die aus Jesu Anweisung zum Turmbau spricht: „Wer ist unter euch, der einen Turm bauen will und setzt sich nicht zuvor hin und überschlägt die Kosten, ob er genug habe, um es auszuführen“ (Lk 14,28). Das aber wollen die Turmbauer von Babel nicht. Sie sind Himmelsstürmer, die in Gottes unverfügbare Zeit maßlos eingreifen. Solche futurischen Zukunftspläne aber werden allemal von Gott belächelt und alsbald in heilloser Verwirrung verstrickt, wie der weitere Gang der Turmbaugeschichte in Babel zeigt.

Warum ist dennoch der adventliche Umgang mit Zukunft so schwer? Warum sind sich, wie Kierkegaard sagt, so viele Menschen hunderttausend Meilen in Gefühl, in Einbildung, in Vorsatz, in Entschluss und Sehnsucht voraus? Es hängt mit dem zusammen, was die Bibel „Sünde“ nennt: „Ihr könnt sein wie Gott“, zischelt die Schlange dem Menschen zu. Das hört sich dramatisch an, geht aber viel leiser und selbstverständlicher vor sich, wenn Menschen sein wollen wie Gott, indem sie sich die Zukunft als Gottes Zeit anmaßen und verplanen. Dann entstehen 5-Jahrespläne, 7-Jahrespläne, 10-Jahrespläne. Gesungen wird: „Mit uns geht die neue Zeit!“ So geschah es in der sozialistischen Planwirtschaft der DDR, die von der Heilspaprole geprägt war: „Die Zukunft gehört uns!“ Am Ende stand das viel zitierte Sprichwort Gorbatschows von 1989: „Wer zu spät kommt, den bestraft das Leben!“ So wird es nicht nur der DDR ergehen, sondern im Grunde jedem, der die Zukunft in den Griff zu nehmen versucht und sich selbst in der Planung weit voraus ist, sei es bis ins Jahr 2017 oder bis ins Jahr 2030. So mancher „Personalentwickler“ in der Kirche wurde „vom Leben bestraft“, der seinem Entwicklungsplan folgte und so manchen hoffnungsvollen Nachwuchs vergraulte, den er jetzt Hände ringend brauchte. So oder ähnlich wird das allemal sein, wenn einer meint, er habe die Zukunft fest im Griff und sich dann umso gründlicher verrechnet, weil sich Entwicklungen plötzlich einstellten, die gar nicht vorzusehen waren.

Naiv wäre jedoch, wer nun meinte, er könne sich rasch seiner Zukunftspläne entschlagen und ab heute ganz gegenwärtig werden. Das kann ich nicht, denn das hieße in Wahrheit, meine Gedanken anhalten zu wollen, die mir dauernd in die Zukunft davon eilen und Pläne machen, an die sich alsbald die Sorgen heften, ob's denn auch so wird, wie ich das geplant habe. Wenn Jesus gebietet: „Sorget nicht!“, so erwischt er mich auf dem falschen Fuß, denn wie sollte ich meine Sorgen abstellen und die Vögel unter dem Himmel wie die Lilien auf dem Felde meine Lehrmeister sein lassen? „Ich kann es nicht“, und wenn ich diesen Satz reflektiert sagte, könnte er zu einem Bekenntnis meiner Sünde werden, dass ich die Finger und die Gedanken nicht davon lassen kann, in Gottes Zeit einzugreifen, aber gerade so mir die Sorge aufzuladen: „Das Gute, das ich will, tue ich nicht, sondern das Böse, das ich nicht will, bewirke ich!“ (Röm 7,19) Am Ende ruft der Mensch in Röm 7,24 tatsächlich, wie aus der Hölle seiner selbst gemachten Sorgen heraus: „Ich armer Mensch! Wer wird mich erlösen aus meinem Todesleib?!“ Aber genau da, wo der Mensch bekennt, was mit ihm in Wahrheit los ist, bahnt sich die Wende an, die sich in dem kleinen Sätzchen zur Sprache bringt: „Dank sei Gott für unseren Herrn Jesus Christus!“ Das ist die Wende, die nicht aus uns kommt, sondern als unsere wahre Zukunft auf uns zukommt und den Geist Gottes bei uns einströmen lässt, wie Röm 8 alsbald zeigt.

„Komm herüber und hilf uns!“

Ich kehre noch einmal zu dem Strategiepapier der Pfalz zurück, weil es an einer Stelle des I. Hauptteils tatsächlich auf die Kraft des Heiligen Geistes und auf die Heilige Schrift zu sprechen kommt: Es geht um die Missionarische Kirche und ihr Handeln. Ausgangspunkt „für das missionarische Handeln der Kirche ist und bleibt die Mission des dreieinigen Gottes, seine Zuwendung zur Welt und den Menschen“. Gott, der Vater, sende den Sohn (Lk 4,18), und der Sohn sende „in der Kraft des Heiligen Geistes seine Jüngerinnen und Jünger (Joh 20,21f.) Die Kirche habe Teil an Gottes eigener Mission. Sie lebe in der Welt, um das Reich Gottes in Wort und Tat zu bezeugen (Mt 28,16-20). Und wie geschieht das? Durch „Kommunikation des Evangeliums mit Menschen, die in der Kirche ein Zuhause suchen und mit denen, die zu bestimmten Anlässen an kirchlichen Lebensvollzügen teilnehmen, aber auch durch die Bereitschaft, „sich auf fremde Lebenswelten, Sprachen und Haltungen einzulassen und auch dort mit Gottes Wirken zu rechnen.“

Hier wird eine Perspektive angedeutet, wie missionarisches Handeln der Kirche aussehen kann: „sich auf fremde Lebenswelten, Sprachen und Haltungen einzulassen und auch dort mit Gottes Wirken zu rechnen“. Wie könnte das konkret aussehen? Ich will es an dem Auftreten des Paulus auf dem Areopag in Athen verdeutlichen:

Athen sei, wie Lukas betont, eine Welt, die „nichts anderes im Sinn hatte als etwas Neues zu sagen oder zu hören“ (17,21), also eine von Neugier getriebene Welt, in der die neuste Information von höchstem Unterhaltungswert ist. In diese Welt gerät Paulus eher zufällig, weil er in Athen auf die Ankunft seiner Mitbrüder Silas und Timotheus warten muss. Was er in dieser Wartezeit zu sehen bekommt, ist eine „Stadt voller Götzenbilder“, die ihn, den vom Bilder- verbot geprägten Juden, zur Zornesglut bringen, weil Bilder den Zugang zum wahren, unsichtbaren, ewigen Gott verstellen und die Menschen zu dem Wahn verführen, sie hätten etwas von Gott in der Hand.

Die Wartezeit füllt Paulus zunächst damit aus, dass er zu seinen Glaubensbrüdern in die Synagoge geht, um mit ihnen Gottesdienst zu feiern und den Zeitpunkt der Prophetenlesung zu ergreifen, um im Licht der Propheten die Weiterführung der Geschichte Israels in der Rettungsgeschichte des gekreuzigten und auferstandenen Christus zu erzählen. Dass und wie sich an dieser Erzählung die Geister schieden, ist aus einem ausführlichen Bericht des Lukas über den Besuch des Paulus in der Synagoge von Antiochia in Pisidien (Apg.13,13-43) bekannt. Paulus scheute den Streit nicht, auch auf dem Marktplatz der Athener nicht, als er wiederum die Geschichte von Jesus und seiner Auferstehung zu Markte trug und darüber mit Athener Philosophen in heftigen Streit geriet. Die aber wollen ihn nun öffentlich auf dem Redeforum des Areopag zerren und ihn dort vorführen, um ihn zum Spott ihrer Neugier zu machen, weil er scheinbar etwas Neues, bisher noch nicht Gehörtes zu sagen habe.

Doch sie haben sich in Paulus verrechnet, denn er versteht es, in ihre Welt der Neugier einzuwandern und sie dort abzuholen, wo in den Menschen eine tiefe religiöse Sehnsucht nach Gottesverehrung vorhanden ist, so dass sie selbst dem unbekanntem Gott noch einen Altar bauen. Man kann ja nie wissen, ob man alle Götter im Himmel schon bedacht hat. Diese Unsicherheit greift Paulus auf, um die Athener über ihre Bilderwelt hinauszuführen zu dem größeren Gott Himmels und der Erde, in dem wir leben, weben und sind, und der jedem ganz nahe ist. Das weiß Paulus nun auch noch mit einem Zitat griechischer Dichter zu belegen: „Wir sind seines Geschlechts!“ Und wenn das wahr ist, seien alle Gottesbilder einfach zu klein und zu wenig für die wahre Größe Gottes.

Die Hörer in Athen sind bis hier hin wohl ein wenig staunend mitgegangen sind und haben sich vielleicht sogar gern an unbewusste religiöse Wahrheiten erinnern lassen, weil der Prediger an ihrer Seite stand und sie verstand, nicht aber sie plakativ anpredigte. Und doch wäre die Verkündigung von dem Gott, der Herr des Himmels und Erden ist, in dem wir leben, weben und sind, wie eine schöne, unverbindliche Wahrheit an ihnen vorbeigerauscht oder zumindest wie eine der vielen Informationen zur Religion von ihnen zur Kenntnis genommen worden, wenn Paulus ihnen den Bußruf erspart hätte, mit dem er das Gericht Gottes zur Sprache bringt und im Namen Gottes die Zeit des Glaubens ansagt, die mit der Auferweckung Jesu von den Toten angebrochen ist. Dieser Ruf zur Umkehr aber ist zu viel für ein in prinzipieller Unverbindlichkeit und absolutem Relativismus lebendes Athen, das sich gern unterhalten lässt und neue Informationen bekommt. Da aber, wo die Person mit ihrem unendlichen Drang nach Beliebigkeit in die Umkehr gerufen wird, um Teil der Erzählung von der Auferweckung eines Gekreuzigten zu werden, muss es zur Scheidung der Geister kommen. Deshalb heißt es nun: „Als sie von der Auferstehung der Toten hörten, begannen die einen zu spotten, die andern aber sprachen: Wir wollen dich ein andermal weiterhören. So ging Paulus von ihnen.“ (17,32f.)

Doch er ging nicht allein, denn von einigen Menschen wird berichtet, die sich ihm anschlossen und gläubig wurden, Dionysius, einer aus dem Rat, und eine Frau mit Namen Damaris

und andere mit ihnen, wahrscheinlich eine sehr kleine Schar und doch eine Urgemeinde des Auferstandenen, in der nun die ersten Namen zu hören sind - Dionysius und Damaris -, weil dort, wo der Einzelne angesichts der Auferstehung der Toten in die Verantwortung vor Gottes Gericht gerufen wird, die Anonymität der Masse und der Neugiergesellschaft aufhört und der Einzelne mit Namen zu Tage tritt als ein Glied der Gemeinde Jesu Christi.

Ich habe diese Geschichte von Paulus in Athen im Anschluss so ausführlich nachgezeichnet, weil sie m.E. wesentliche Elemente zeigt, wie eine missionarische Kirche handelt und immer wieder neu in Zeiten prinzipieller Unverbindlichkeit und absoluten Relativismus handeln wird und handeln muss:

Eigentlich handelt sie gar nicht nach einem Eroberungsplan, sondern eher zufällig, weil einer am Hafen von Athen auf seine Freunde tagelang warten muss und dabei Beobachtungen in der Stadt macht, die den heiligen Zorn in ihm erregen. Die Not des Wartensmüssens verwandelt sich bei Paulus in eine missionarische Gelegenheit, a) weil er zum Gottesdienst seiner jüdischen Glaubensbrüder geht und hier das Zeugnis von Christus nicht scheut; b) weil er die alltäglichen Erlebnisse auf dem Marktplatz mit der ihn selbst bewegenden Erzählung von dem auferstandenen Gekreuzigten ständig verknüpft und es dadurch zu provozierenden Marktgesprächen kommt, die die Menschen aufhorchen lassen.

1. Nicht überhebliche Besserwisserei, sondern zugewandtes Interesse für die religiöse Andersartigkeit des Anderen lässt missionarische Kirche entstehen. Paulus respektiert trotz seines Grimmes über die Götzenbilder die Gottesverehrung der Athener, ja, er solidarisiert sich mit ihnen bis zu einem gewissen Grade, indem er den Altar für den unbekanntem Gott würdigt und bei griechischen Dichtern Anknüpfungspunkte für einen gemeinsamen größeren Gott zur Sprache bringt. Das ist das Gegenteil einer pseudomissionarischen Haltung, die sich in der Parole ausdrückt: „Wenn dein Gott tot ist, so nimm doch meinen: Jesus lebt!“

2. Die Erzählung vom auferstandenen Gekreuzigten bringt Paulus so zur Sprache, dass seine Hörer aus ihrer prinzipiellen Beliebigkeit und ihrem absoluten Relativismus in die Kehre gerufen werden zum Glauben an den richtenden und rettenden Gott der Auferweckung in der Person Jesu. Da scheiden sich die Geister: Die einen spotten, andere behalten sich vor, ein andermal mehr zu hören. Nur wenige treten aus der Anonymität einer unbestimmten Welt in die Bestimmtheit der Nachfolge Jesu sogar mit ihrem Namen ein.

3. Lukas macht an Paulus in Athen modellhaft Jesu Sendungswort deutlich, wie ein Schaf, das ganz Ohr ist für die Stimme seines Hirten, unter die Wölfe der Neugier und der Spaßgesellschaft gerät, aber mit der Klugheit der Schlangen und ohne Falsch wie die Tauben den Weg einer missionarischen Kirche geht.

Es ist nachdenkenswert, wie der Weg einer missionarischen Kirche nach dem Zeugnis der Apostelgeschichte vom Heiligen Geist bestimmt wird. Nichts geschieht hier auf eigene Faust und auf eigenen Plan hin, alles geht vom Ruf des Heiligen Geistes aus. Er ist das eigentliche Subjekt einer missionarischen Kirche. Das will ich an drei Beispielen verdeutlichen:

1. Wenn Philippus auf die Strasse nach Gaza gehen soll, um einen Kämmerer zu treffen, beauftragt ihn zuvor der Engel des Herrn (8,26); wenn Saulus mit seinem Schnauben gegen die Christen gestoppt werden soll, „umleuchtet ihn plötzlich ein Licht vom Himmel und er hört eine Stimme“ (9,3f); wenn Petrus zu einem heidnischen Hauptmann gesandt wird, trifft ihn eine Stimme vom Himmel, die ihm befiehlt: „Steh auf, schlachte und iss!“ (10,13). In einer nächtlichen Erscheinung heißt es, dass Paulus gebeten wird: „Komm herüber nach Mazedoni-

en und hilf uns!“ (16,9) Nichts geschieht aus menschlichem Vorsatz, alles ereignet sich in der Kraft des Heiligen Geistes, der den einen aufhält und den anderen sendet, wohin ER will. Mission als Teilhabe an Gottes Mission zu den Menschen ist kein menschliches Unternehmen, sondern eine Sendung des Heiligen Geistes, der mit einer so unwiderstehlichen Kraft am Werk ist, dass selbst die Apostel sich wundern müssen, was durch sie hindurch geschieht. Sie sind Gesandte und Getriebene und geben deshalb vor dem Hohen Rat zu Protokoll: „Wir können es ja nicht lassen, von dem zu reden, was wir gesehen und gehört haben“ (Apg 5,20).

2. Zu welchen Ereignissen es kommen kann, wenn der Heilige Geist am Werk ist, wird beispielhaft an der Bekehrung des Saulus zum Paulus in Apg 9 wie an der Sendung des Petrus zu Cornelius in Apg 10 deutlich: Mit dem Christenverfolger Saulus hat der Heilige Geist vor Damaskus ein leichtes Spiel. Er wird durch ein helles Licht geblendet, das ihn für seine Vergangenheit erblinden lässt, und er bekommt die Stimme Jesu zu hören: „Saul, Saul, was verfolgst du mich?“ Nun weiß Saulus nicht mehr weiter, er isst und trinkt nicht mehr und muss geführt werden. Aber mit Hananias, dem Jünger in Damaskus, zu dem Saulus geführt werden soll, hat es der Heilige Geist sehr viel schwerer, denn der will nicht glauben, dass aus dem Verfolger plötzlich ein Jünger Jesu geworden sein soll, der Hilfe durch andere Jünger braucht. Sehr apodiktisch muss ihm deshalb geboten werden: „Geh nur hin!“

Ähnlich ist es bei Kornelius und Petrus: Der heidnische Hauptmann bekommt eine Erscheinung, durch die ihm ein Engel befiehlt, er solle Männer nach Joppe senden und einen Mann mit Namen Simon Petrus zu sich holen lassen. Diesen Befehl führt der gottesfürchtige Heide auch umgehend aus.

3. Bei Petrus aber sieht die Sache schwieriger aus: Ihm widerfährt auch eine Erscheinung, die ihm „allerlei vierfüßige und kriechende Tiere der Erde zeigt, welche er schlachten und essen soll. „O nein, Herr, denn ich habe noch nie etwas Verbotenes und Unreines gegessen“, antwortet der fromme Jude Petrus. Also muss die Stimme des Heiligen Geistes ein zweites und ein drittes Mal an Petrus arbeiten: „Was Gott rein gemacht hat, das nenne du nicht unrein!“ Ratlos steigt Petrus vom Dach des Hauses herunter und trifft auf die von Kornelius geschickten Männer an seiner Haustür. Jetzt beginnt er zu ahnen, dass Gott im Spiel ist. Eher widerwillig geht er mit und begreift nur langsam, dass er zum Instrument des Heiligen Geistes berufen ist, der an einem heidnischen Hauptmann durch Menschen zur Wirkung kommen will. Beide Beispiele zeigen, wie schwer es der Heilige Geist hat, Bekehrte wie Petrus oder Hananias erneut zu bekehren, damit sie sich in den Dienst der Mission des Heiligen Geistes begeben, um wahrzunehmen, was Gott an Saulus oder an Cornelius getan hat. Die Bekehrung der Bekehrten ist selbst für den Heiligen Geist schwer, wenn Bekehrte Gefangene ihrer Methoden, ihrer Vorstellungen oder Verbote werden und jeder von ihnen die Wirklichkeit nach der Weise wahrnimmt: „Und so schloss er messerscharf, das nicht sein kann, was nicht sein darf!“ Mit dieser Devise werden sie blind für das, was Gott schon längst zugunsten der christlichen Gemeinde getan hat und immer wieder tun will. Stattdessen meinen sie, wenn nicht Mission nach ihren Methoden geschieht, kann eigentlich gar nichts Rechtes zustande kommen.

Ist Mission also eine Sache, die sich allen Methoden versagt? Das wäre eine falsche Alternative! An der Art, wie Paulus in jüdische Synagogen und auf antike Marktplätze wie etwa dem Areopag mit dem Evangelium von Jesus Christus einwandert, werden wir das ausführlicher sehen. Die „Methode“, mit der Paulus dem Wirken des Heiligen Geistes dient, sind sein Interesse, seine Aufgeschlossenheit und seine Liebe zu den Menschen und ihre Eigenart, mit der der Apostel in die Welt der Antike einwandert und die Auferstehung des Gekreuzigten verkündigt („den Juden zuerst und dann auch den Heiden“). Das geschieht durch Berufung und Sendung des Heiligen Geistes, welcher Menschen braucht, die aus der Freude am Evangelium

wie aus der Liebe zu Menschen heraus in die Gedankenwelt und in die Sprache der Menschen einzuwandern vermögen⁴. Bekehren kann Paulus nur, weil er zuvor selbst durch Gott bekehrt wurde. Deshalb macht er sich nicht eigenmächtig auf den Weg, sondern bleibt Jesu Sendung auf der Spur: „Siehe, ich sende euch wie Schafe mitten unter die Wölfe. Darum seid klug wie die Schlangen und ohne Falsch wie die Tauben.“(Mt 10,16)

Lassen Sie mich zum Schluss an einem Beispiel aus der anglikanischen Kirche zeigen, wie schwer es sein kann, wenn missionarisch aktive Mitarbeiter sich dem Wirken des Heiligen Geistes öffnen sollen, obwohl doch ihre Aktionen so gut laufen, die Zahlen wachsen und alle rundum begeistert sind. Und trotzdem kann sich der Heilige Geist durch die Hintertür davon geschlichen haben? Wie kann ihm wieder die Vordertür geöffnet werden? Welche Kosten entstehen dabei? Hören Sie von einem Beispiel aus der missionarischen Station „Our heritage“ irgendwo in England:

„Die härteste und zugleich erfreulichste Sache, die wir (sc. Pfarrer) lernen müssen, ist die nahezu verloren gegangene Wahrheit, dass wir dem Heiligen Geist vertrauen dürfen. Er will die Gemeinde Jesu bauen, wenn wir ihm Raum geben, das tun zu können, was nur er für uns tun kann. Als Pastoren von *Our Heritage* stellten wir eine ziemlich drastische Regel auf, als wir mit dem Versuch begannen, selbst aus dem Weg zu gehen und den Geist wirken zu lassen: *Alles aus dem Gemeindeprogramm, was nicht ohne ständigen Druck des Pastors aufrechterhalten werden kann, sollte eines natürlichen Todes sterben*. Innerhalb von zwei Monaten starben drei Chöre. Ähnlich erging es der Mittwochstunde und mehreren Komitees. Innerhalb von 18 Monaten war der Frauenkreis verschwunden. Von allen geschäftlichen Sitzungen blieb nur noch die monatliche Vorstandssitzung. Als wir mit neuen Gedanken und Programmen kamen, hatten wir eine solche Entwicklung beabsichtigt. Einige unsere Vorstellungen waren erfolgreich. Viele überstanden nicht einmal die erste Sitzung. Wir haben uns ehrlich bemüht, an dem Grundsatz festzuhalten: Falls Gott es nicht tut, werden wir nicht versuchen, etwas durchzusetzen. Heute überrascht es unsere Gemeinde nicht mehr, wenn der Pastor bekannt gibt, dass sein Vorschlag nicht durchführbar sei, weil der Heilige Geist sich nicht dafür interessiert habe. Aber so schmerzlich es auch sein mag, für den Pastor ist es besser, Ansehen zu verlieren, als es auf Kosten nutzlos verbrauchter Zeit zu erhalten, nur um etwas zu schaffen, was sich am Ende doch als Holz, Heu und Stroh erweist ... Mein überaktives Gewissen sagte mir, ich sei ein Drückeberger. Einige Leute hatten diesen Gedanken auch. „Warte!“ schien aber das Signal von der göttlichen Befehlsstelle zu sein. „Vertraue mir!“, war die Botschaft. Langsam lernte ich, zur Ruhe zu kommen, zu vertrauen, zu warten.“

Zuerst fragte ich mich angesichts dieses Berichtes: Ist etwa der Heilige Geist ein Ersatz für unsere Tätigkeit? Natürlich nicht! Meine Tätigkeit bekommt nur im Horizont der Wirksamkeit des Heiligen Geistes eine neue Qualität, etwa so wie ein Schwimmer, dessen Schwimmbewegungen eine neue Qualität bekommen, wenn er der Tragkraft des Wassers vertrauen lernt, während der Anfänger, der die Tragkraft des Wassers noch nicht erfahren hat, ganz jämmerliche Verrenkungen macht, weil er meint, er müsse sich aus eigener Kraft über Wasser halten und sich verzweifelt fragt: Wie lange schaff ich das noch?

War das nicht auch die reformatorische Umkehr, als es Martin Luther nicht mehr um die Werke des Glaubens ging, sondern um den Glauben der Werke? D.h. solange ich noch mit der Frage beschäftigt bin, was oder besser: wie viel muss ich tun, um meinen Glauben oder meine Gemeinde als wahrhaft lebendig zu erweisen, strampele ich mich ab und weiß doch immer noch nicht, ob ich einen wirklich lebendigen Glauben habe. Solange eine Gemeinde ihre Lebendigkeit durch noch mehr Hauskreise, durch noch höhere Spenden, durch noch attraktivere kulturelle Angebote, durch noch vollere Gottesdienste zu steigern versucht, ist sie eigentlich

in ihren Sorgen schon tot, auch wenn sie nach außen hin noch als äußerst „lebendige Gemeinde“ gilt.

Geht es aber um den Glauben der Werke, so geht es um das Vorzeichen, das im christlichen Glauben schon gesetzt ist; es geht um das Kreuz vor der Klammer. Ist dieses Kreuz der Gekreuzigte und Auferstandene, dann muss nichts mehr getan werden, um noch etwas zu erreichen. Alles kann vielmehr getan werden, weil ich vom Heiligen Geist geleitet und geführt werde. Ich kann nun aus Freude an Gott ganz gegenwärtig werden. Ich kann tun, was mir vor die Hände kommt, das Kurze und Kleine ebenso wie das Große und Gewaltige und mich so der Aufgabe dieses Tages stellen. So frei kann das missionarische Handeln einer Ortsgemeinde, ja das missionarische Handeln einer ganzen Landeskirche werden, wenn sie der Richtung folgt, die der erste Satz ihres Strategiepapiers anzeigt: „Die Kirche lebt aus dem Geist Gottes“.

7 Thesen

Ausgangspunkt

Seit im Jahr 1986 die Prognose wie ein Dogma zur Herrschaft kam, dass bis zum Jahr 2030 ein Drittel der Kirchenmitglieder und die Hälfte des Kirchensteueraufkommens in der Evangelischen Kirche verloren gehen werden, ist in die EKD eine diffuse Angst vor der Zukunft eingezogen, die zu einer permanenten Umorganisation der EKD führt, um die Folgen der düsteren Prognose möglichst rechtzeitig aufzufangen: Landeskirchen werden zusammengelegt, Kirchenbezirke und Gemeinden fusioniert, Leuchttürme und Kompetenzstellen eingerichtet, um die EKD unter den religiösen Großanbietern neu zu positionieren. Die Ortsgemeinde hat kaum eine Chance, sich gegen diesen von oben gesteuerten Reformprozess zur Umorganisation der Kirche zur Wehr zu setzen.

1. Das Amt

Es sei denn, dass es der Ortsgemeinde mehr und mehr im Glauben gelingt, Kirche aus der Kraft des Geistes zu leben, so dass sie von einem Starren auf eine prognostizierte Zukunft umkehrt und geistesgegenwärtig heute zu leben beginnt. Je mehr eine Gemeinde auf das zu hören versucht, was ihr der Geist sagt, desto dringlicher wird ihr eine Theologie bzw. ein theologisch begründetes Amt in ihrer Mitte, das ihr bei der Unterscheidung der Geister hilft, damit sie nicht falschen Geistern aufsitzt, sondern auf den Geist ausgerichtet bleibt, der immer wieder fremd und überraschend auf sie zukommt.

2. Die spezifische Gemeindesituation vor Ort

Mit derart geschärftem Gehör kann die Gemeinde die Angst vor der Zukunft überwinden und im Vertrauen auf Führung und Leitung durch den Heiligen Geist sich nur auf den Organisationsschritt einlassen, der jetzt für sie unbedingt notwendig ist, während sie sich nur scheinbar notwendigen, ihr aber nicht einleuchtenden Umorganisationsmaßnahmen ebenso behutsam wie entschieden widersetzt.

3. Der Gottesdienst

Mitte und Lebensnerv einer Gemeinde, die auf das zu hören versucht, was der Geist den Gemeinden sagt, ist die Bitte „O komm du Geist der Wahrheit und kehre bei uns ein“, eine Bitte, die sich vom gemeinsamen Singen und Rufen im sonntäglichen Gottesdienst bis in alle Bereiche des Gottesdienstes im Alltag der Welt zieht.

4. Unterscheidung der Geister

Unterscheidung der Geister, wie sie etwa Martin Luther in der Heidelberger Disputation 1518 gegenüber einer Verfälschung der Rechtfertigungslehre durch aristotelisches Denken oder Sören Kierkegaard 1848 in seiner Schrift „Einübung im Christentum“ gegenüber einer kraftlos gewordenen, weil mit hegelischem Vermittlungsdanken durchsetzten dänischen Volkskirche oder Karl Barth in der theologischen Erklärung von Barmen 1934 gegenüber einer Vermischung der Kirche mit DC-Theologie geübt haben, diese Unterscheidung ist möglich auf Grund von biblischer Orientierung, kirchengeschichtlichem Wissen, systematischer Orientierung an den Bekenntnissen der Kirche und praktisch-theologisch reflektierter Gestaltung des jetzt vom Hören auf den Geist Gebotenen. Die Unterscheidung der Geister, die heute für die Gemeinden am dringlichsten ist, hat es mit der Relativierung und Befreiung der Kirche von einem betriebswirtschaftlichem Denken zu tun, das sich in einer Organisationswut austobt und die Gemeinden daran hindert, auf das zu hören, was der Geist ihnen sagen will.

5. Die Gemeinde und die Gemeinden

Zum Hören auf das, was der Geist den Gemeinden sagt, gehört eine Gemeinschaft und ein intensiver Austausch mit anderen Gemeinden, die ihrerseits auf das zu hören versuchen, was der Geist ihnen sagt. Je intensiver dieses gemeinsame Hören geschieht, desto unbefangener wird auch gegenseitige Kritik geübt werden, die das Gute im gegenseitigen Austausch zu behalten versucht (1.Thess 5).

6. Diakonie in der Gemeinde

Zu den praktischen Maßnahmen, die dazu helfen, dass eine Gemeinde geistesgegenwärtig für das wird, was es an sozialer oder seelischer Not in ihrer Mitte gibt, gehört ein Gemeindeverein, der als e.V. rechtlich unabhängig ist, so dass alle Spenden, die für die Gemeinde hier eingehen, nicht nach oben abgeführt werden müssen, sondern der Gemeinde Spielraum für eigenes soziales Handeln verschaffen, bis hin zur Einrichtung von Gemeindestellen, die aus den Spenden des Gemeindevereins finanziert werden.

7. Das Selbstbewusstsein der Gemeinde

Je mehr eine Gemeinde in Gemeinschaft mit anderen Gemeinden auf den Geist ausgerichtet ist, der ihr seit Pfingsten von oben her verheißen ist, desto freier, unabhängiger, kritischer und gelassener wird sie mit allen Instanzen umgehen, die der Gemeinde bei ihrem Hören auf das, was der Geist sagt, nicht dienen, sondern sie mit organisatorischen Maßnahmen zu bevormunden versuchen oder einfach nur langweilen.

¹ M. Welker, Kirche ohne Kurs? Aus Anlaß der EKD-Studie „Christ-Sein gestalten“, Neukirchen 1987, 11

² S, Kierkegaard, Christliche Reden 1848, Jena 1929, 65f.

³ Etwas von dieser kreativen Leichtigkeit spricht aus dem schönen Text von Ludwig Burgdörfer, der im Pfälzischen Pfarrerblatt 2010, 168f. veröffentlicht wurde:

„Haushalts Plan B

Reichlich unsachliche und sogar naive Gedanken angesichts von Kirchensteuerrückgang, demographischen Wandel, Glaubenskrise, Krisenkrise Nach menschlichem Ermessen ist vorläufig alles rückläufig und deshalb zwangsläufig Nicht mit einem reichen Reich Gottes auf Erden zu rechnen. Nach dem letzten so bestürzenden Kassensturz hat sich ergeben, dass in der Tat nur noch fünf Brote und bestenfalls zwei sehr kleine Fische da sind.

Mehr ist nicht drin... Drinkrise. Die Rechenschieber auf der langen Kirchenbank sind am Ende zahllos ratlos. Wir stehen mit der Rücklage zur Wand. Wann hat es das jemals gegeben, dass wir so arm dran waren?

Das muss bei der Speisung der 5000 gewesen sein. Leider waren wir und die anderen Finanzexperten nicht dabei, weil wir eine wichtige Haushaltsberatung hatten. Somit fehlt uns womöglich diese atemberaubende Erfahrung, wie viel um Gottes Willen vom Zuwenig ausreicht, für einigermaßen Unermessliches.

Das Wunder steht in der Bibel. Das Gegenteil steht uns im Gesicht. Wir sind angezählt. Uns rauchen die Köpfe. Aber uns brennt nicht das Herz. Die verheißungsvolle Aussicht über die Aussichtslosigkeit hinaus lässt uns kalt. Wir rechnen mit allem, nicht damit, dass unsere Mangelhaft uns frei werden lässt. Trotzdem kalkuliere ich, haushaltstechnisch wunderbar vermessen mit Plan B.

Langfristig unbefristet, die volle Fülle von mindestens 12 Körben übrig genug ein. So jedenfalls die biblische Glanzbilanz. Unterm Streich bleibt uns nichts Anderes übrig, als die Rechnung nicht ohne den Wirt zu machen ... ausgerechnet jetzt oder nie. Glaube kann auch Schuldenberge versetzen. Was zählt, ist nicht zu beziffern – Unverrechenbar ist Gottes Haushalten garantiert. Viel geht ab von dem Wenigen. Lasst Euch nicht länger faszinieren vom fetten Defizit. Greift in die leeren Taschen und findet heraus, worauf es jetzt ankommt. Gewinnt neue Zuversicht auf der Habenseite des trotzköpfigen Glaubens. Nehmt alles an – vor allem das Unangenehme und „Gebt Ihnen zu essen!“ – wie Jesus jetzt wohl sagen würde. Was so viel heißt, wie: Teilt euren Mangel verschwenderisch aus!

Hingabe heißt unsere Aufgabe. Und das hat nichts mit Aufgeben zu tun. Das ist nicht mehr und nicht weniger als der realistische Glaube an das Wunderbare. Und damit sollten wir rechnen.“

⁴ Vgl. Christoph Demke, Verkündigung als Spracheroberung. Homiletische Aspekte in den Briefen des Paulus, WPKG 67, 1978, 174ff.